

„Wenn du's willst, mach's doch!“

Der Historiker Arnulf Baring über die Ära Brandt / Scheel (III): Der Machtkampf an der SPD-Spitze



Sozialdemokrat Wehner 1973: „Der Kerl muß weg“

Auf dem Flug nach Aspen holten Brandt die häuslichen Mißhelligkeiten schon wieder ein. Bei der Zwischenlandung in Denver wurde Brandt eine dpa-Meldung auf den Flugplatz gebracht: Herbert Wehner, der sich zur gleichen Zeit mit einer Delegation des Bundestages in der Sowjet-Union aufhielt, hatte sich dort über die Deutschland- und Berlin-Politik Bonns, aber auch über Person und Amtsführung des Regierungschefs abfällig geäußert.

Brandt versteinerte. Der Grad des Zerwürfnisses zwischen ihm und Wehner war vorher nicht in dieser Weise bekannt gewesen. Jetzt war es in einem Ausmaß deutlich geworden, das einen Bruch befürchten ließ. Im Flugzeug nach Aspen erwog der empörte Kanzler eine öffentliche Replik an Wehner, die seine Begleiter ihm ausredeten.

Als Brandt nach der Ankunft in Aspen von Journalisten gefragt wurde, was es mit den Äußerungen des Fraktionsvor-

sitzenden auf sich habe und was er, Brandt, zu tun gedenke, antwortete er ausweichend. Doch sein Gedanke war, daß „der Kerl“ weg müsse. Und intern sagte er dies auch, wörtlich.

Wie war es dahin gekommen? Herbert Wehner selbst erklärte später – in einem vertraulichen Gespräch am 15. Oktober 1973 –, Willy Brandts Beziehung zu ihm sei „immer ein entferntes Verhältnis“ gewesen. Das war so eigentlich nicht richtig, galt aber umgekehrt, von Wehner zu Brandt. Sicher: Wirklich gemocht hatten sie sich nicht; dazu waren sie zu verschieden.

Aber Brandt hatte Wehner eigentlich immer sehr nett behandelt, sich sehr bemüht um ihn gezeigt. Da er jemanden brauchte, der ihm zunickte, wenn er sprach, da er Wehner sehr respektierte, redete er bei Sitzungen von SPD-Gremien, an denen sie zusammen teilnahmen, immer zu diesem hin.

Brandt litt, wie alle, unter Wehner, wenn er schweigend dasaß, an der Pfeife

sog, sich unaufhörlich Notizen machte, seine Umgebung bewußt verunsicherte, ja tyrannisierte. Viele Jahre warb er um Wehners Gunst. Er wollte ihm auch helfen, mit seinen offensichtlichen Schwierigkeiten fertig zu werden, sorgte daher beispielsweise für günstige Presseberichte über ihn. Auch persönlich versuchte er, Wehner zu stützen, ihm gegenüber Freundlichkeiten zu äußern, wie etwa: Sie seien beide alt; er, Brandt, denke, daß er vor Wehner davongehen werde (nicht sehr wahrscheinlich, weil Wehner sieben Jahre älter war und seit 1966 Diabetes hatte), daher wolle er ihm sagen, daß er sich ihn als seinen Nachfolger im Parteivorsitz wünsche – woraufhin Wehner bei Ehmke anfragte, ob das ernst gemeint sei.

Ein Problem für Brandt stellte immer Wehners Unersättlichkeit dar. Vom Leben tief verletzt und daher gezwungen, andere zu verletzen, an anderen schuldig zu werden, suchte Wehner immer und überall Gnade. Sehr sensibel, zartbesaitet, wie Brandt, doch auf ganz andere Weise. Beide waren bemerkenswert empfindlich. Zwei Idealisten.

Wehner der Moralist, der Menschen anhand absoluter Kriterien betrachtete und daher zu vernichtenden Urteilen angesichts ihrer Unzulänglichkeiten fähig war – dann außer sich, empört, grob. An Brandts Wertschätzung lag ihm nichts, da er ihn verachtete, immer nur wenig von ihm gehalten hatte.

Wehner war für strenge Grundsätze im Persönlichen. Schon aus Schweden, vom Exil her, wußte er, welcher Leichtfuß Brandt war. Er hielt ihn, wie Heinrich Krone berichtete, für „flatterhaft“. Überhaupt machte es ihm nichts aus (was Brandt empörend fand), mit führenden Männern der CDU/CSU schlecht über ihn zu reden, während der Großen Koalition in seinen Gesprächen mit Kurt Georg Kiesinger fortlaufend über Brandt „zu höhnen und zu spotten“.

Die tiefe Abneigung, die Brandt gegen die Union hegte, ging Wehner ab, lag ihm fern. Das hatte auch etwas damit zu tun, daß Wehner die Bibel, das Christentum und Kirchen viel bedeuteten, während er Brandt nachsagte, daß er ohne Verhältnis zu den letzten Werten sei, ohne Interesse an der Frage nach Gott. Er, Wehner, hingegen, tief religiös, richtete Dinge und Menschen dieser Welt, auch sich selbst, am Maßstab der Ewigkeit – mit Erschrecken. So war Brandt sicher nicht. Wer war er überhaupt? Sein Geschöpf, ihm zu Dank verpflichtet! Wehner sagte oft, daß er es sei, der Brandt „gemacht“ habe – was dieser begrifflicherweise nicht gern hörte.

In seiner Neigung zu hemmungsloser Empörung ging Wehner so weit, auch

Brandts Stärken nicht wahrhaben zu wollen: sein Geschick in der großen Politik, seine Sicherheit und Würde im internationalen Auftreten. Wehner sah das nicht. Für ihn war alles Salon, Diplomatie, Wichtigtuerei, Geschwätz.

Nur ganz vage, zwischen vielen Strichen und Klammern, sah er sich nach seinem eigenen Eingeständnis überhaupt imstande, etwas zum Thema Brandt herauszubringen. „Ich habe immer in einem etwas geschachtelten Satz für Brandt geworben, und der Satz hat seine Gültigkeit bis heute nicht verloren: ein Mann, der an der schwierigsten Stelle, die es im geteilten Deutschland gibt, deutsche Politik zu vertreten und auch zu führen hatte, der muß gut sein für dieses Deutschland, das heißt den Teil, in dem wir etwas machen können.“

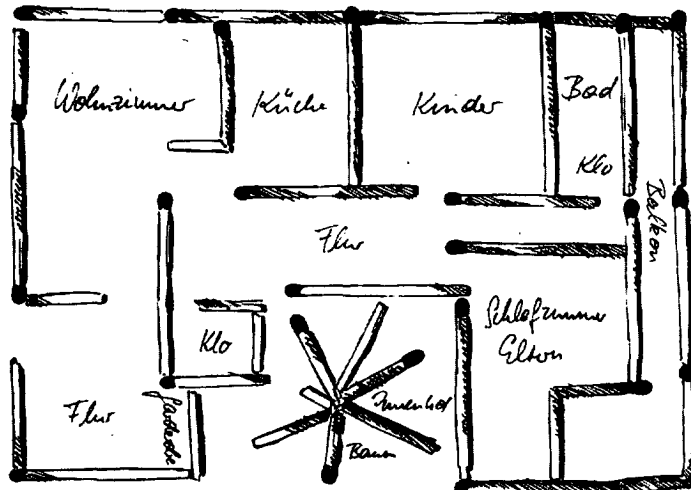
„Für Brandt geworben“? Da konnte man keineswegs sicher sein. Denn diesen Satz Wehners vom 15. Oktober 1973 konnte man ganz unterschiedlich lesen: als verkappte Würdigung, wenn man ihn unbedingt so auslegen wollte, oder aber als Anspruch, bei dem offenblieb, ob er von der Person, um die es ging, auch erfüllt werde.

Während sich Wehner, nicht ohne Selbstmitleid, davon überzeugt zeigte, „irgendwo mit einem eingeschlagenen Kopf“ zu enden, sah er Brandt zwar nicht, wie andere, geradezu als „linken Sonntagsjungen“, aber doch als einen „gesegneten Menschen“, der sich immer „auf der Plus-Seite“ des Lebens finde, selbst in den Jahren der Emigration. Ganz anders Wehner und seine alten Freunde, in den eigenen Augen. Seit den dreißiger Jahren „ausgeglüht mit dem, was uns teuer war, und worauf ich auch nicht spucken kann, ich kann das nicht“.

Ausgeglüht sein. Hingabe an etwas, das größer ist als man selbst, Aufopferung, Verzicht auf eigene Bedürfnisse, auf persönliches Glück, auf Privatleben überhaupt, und dann das völlige Schei-



Bei uns in guter Hut.



Wenn Sie vom Bauen träumen...

sollten Sie recht bald über die Finanzierung sprechen. Mit uns zum Beispiel. Damit aus dem Traum kein Alptraum wird.

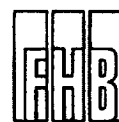
Wir sind die älteste private Hypothekenbank und ein starker Partner. Auch für Sie. Weil uns seit 120 Jahren keine Hypothek zu klein und kein Baudarlehen zu groß ist. Weil unsere Finanzierungsexperten in Baudingen genau Bescheid wissen. Gleichgültig, was Sie auch bauen oder worauf Sie Kredit haben wollen.

Unsere Fachberater kennen sich aus. Auch, wie Sie steuerliche Vorteile und staatliche Zuschüsse nutzen können. Und Sie wissen auf den Pfennig genau, mit welcher Belastung Sie jährlich rechnen müssen.

Das ist eine gute und verlässliche Grundlage für Ihren Bau.

Sprechen Sie mit unseren erfahrenen Fachleuten in Frankfurt oder in einer unserer Geschäftsstellen.

Berlin, Kurfürstendamm 28, Tel. 030/883 5011
 Bielefeld, Zimmerstraße 15, Citypassage, Telefon 0521/624 36
 Braunschweig, Bruchtorwall 9-11, Tel. 0531/465 15
 Düsseldorf, Bahnstraße 9, an der KÖ, Tel. 0211/845 02
 Essen, Huyssenallee 16-18, Tel. 0201/233 67
 Hamburg, Gänsemarkt 44, Tel. 040/3422 91
 Karlsruhe, Moltkestraße 61, Tel. 0721/8480 75-76
 München, Prannerstraße 1, Tel. 089/2265 41
 Stuttgart, Kronprinzenstraße 18, Tel. 0711/2211 31/32
 Wiesbaden, Rheinstraße 22, Tel. 06121/3720 75-76



Ihr Partner beim Bau

Frankfurter Hypothekenbank

gegründet 1862

Aktiengesellschaft

Taunusanlage 9, Telefon (0611) 25 52-1
 6000 Frankfurt am Main 1



Baring-Buch
 Internes aus Brandts Tagebuch

tern, seine Verbitterung darüber – dies alles kennzeichnete Herbert Wehner. Solche Exzentrik war Willy Brandt bei allem Idealismus in der Tat fremd. Brandt war eben, wie Wehner bitter anmerkte, nie Kommunist gewesen, hatte daher auch nie die Furcht des Kommunisten vor ständiger Verfolgung kennengelernt, wußte nicht, was es bedeutete, immer gejagt und auf der Flucht zu sein.

Brandt hingegen liebte das Leben, und das Leben dankte es ihm, indem es ihn auch unter schwierigen Umständen verwöhnte. Während man Wehner in Schweden 1942 verhaftet, ins Gefängnis gesteckt hatte und an das nationalsozialisti-

zuahmen. Er meinte, an Wehners galliger Bitterkeit könne man sehen, daß dem Menschen im allgemeinen dergleichen nicht gut bekomme. Sowenig er sich schonte: Brandt lehnte ab, wie Wehner in der Politik auf- und möglicherweise unterzugehen. Er kannte schönere Seiten des Daseins, wollte dessen Gaben genießerisch auskosten.

Als er Jahre später, Mitte Oktober 1979, wie alle Bundeskanzler, im Park des Palais Schaumburg einen Gedächtnisbaum pflanzte, wählte er nicht umsonst einen Ginkgo, ein Symbol der Dauer und vielfachen Doppeldeutigkeit des Lebens.

ber 1973 von sich sagen: „Ich wollte ja nichts für mich; ich habe nie ein Postament für mich beansprucht.“

Das zielte natürlich auf Brandt. Er war ein Denkmal geworden – und zugleich unerhört lässig geblieben. Brandt versuchte immer, Persönliches und Öffentliches miteinander zu verbinden, beide Rollen nebeneinander und gelegentlich auch gegeneinander auszuleben. Aber wer deshalb annahme, daß Brandt der Kontaktfreudige, Bindungsfähige von den beiden sei, Wehner hingegen der Verschlussene, Abweisende, würde sich sehr täuschen, den Gegensatz ihrer Temperamente ganz falsch sehen. Wie verschieden waren sie doch in ihrem Um-



Kanzler Brandt, Sommerfestgäste: „Der Herr vom Venusberg“

stische Deutschland ausliefern wollte, was sein sicherer Tod gewesen wäre, ging es Brandt im norwegischen, dann im schwedischen Exil vergleichsweise gut. Zusammen mit Freunden wie Bruno Kreisky hatte er nach Wehners Eindruck „dort einen Frühling, kulturell und politisch“, erlebt, „der in seiner politischen Biographie eine Rolle spielte“. Schon in jungen Jahren, soweit es eben in diesem Alter möglich war, dann als Regierender Bürgermeister in Berlin und besonders als Bundeskanzler pflegte er „einen großen Lebensstil, den er immer gern gehabt hat. Das ist meine ganz private Ansicht... Entspricht mir gar nicht. Ich mißgönne es ihm nicht; ich möchte nicht so einen Stil haben“.

Brandt war tatsächlich nicht bereit, Wehners asketische Selbstdisziplin nach-

Wie ganz anders Wehner! Einzelgängerisch, allenfalls zusammen mit Frau und Stieftochter, kapselte er sich von der Außenwelt ab, angetrieben, umgetrieben nur von einer maßlosen politischen Leidenschaft, die ihn allem Privaten entkommen ließ. Alle seine Kräfte flossen der SPD zu. Ihr hing er rückhaltlos loyal an; sie war die Heimat, die er erst nach langen Irrfahrten gefunden hatte.

Charles de Gaulle vergleichbar, der in vielem freilich ganz anders gesehen werden muß, hatte Wehner seine Eitelkeit längst in sein nationales, sozialdemokratisches Sendungsbewußtsein eingebracht. Sicherlich trug sein Bescheidenheitskomplex auch neurotische Züge. Aber Wehner durfte, zu Recht, im Okto-

gang mit Menschen, wie entfernt von dem Bild, das sie aus der Distanz boten! Wehners menschliche Kargheit, seine häufige Schroffheit im Umgang, verdeckten eine bemerkenswerte Fähigkeit zu aktiver, anhaltender Freundschaft und ein tiefes Bedürfnis, geliebt zu werden.

Wehner forderte Treue, war aber auch seinerseits imstande, anderen, denen er ein wenig Nähe erlaubte, das Gefühl seiner Zuverlässigkeit zu vermitteln. Er nahm Anteil an ihrem Schicksal, schrieb viele persönliche Briefe, auch an ganz unbekannte Leute, die in Not waren, wählte einfühlsam Geschenke aus.

Brandt hingegen war als Freund eher passiv. Von allein unternahm er nichts, um Menschen warm, Sympathien lebendig zu halten; meldete sich nie. Selbst wenn ihm an Bindungen lag, was man

* Minister Franke, Mildred Scheel beim Kanzlerfest 1973.



Spaziergänger Wehner, Ehefrau Lotte, Stieftochter Greta 1973: Zarte Beziehung

vermuten möchte, tat er doch nichts für sie und konnte sie deshalb meist nicht bewahren. Brandt war Freund nur in dem Maße, „wie man mit Brandt Freund sein kann“ (Wehner). Er schien warmherzig – von weitem, im Saal. Kam man ihm nahe, war er eher scheu, kontaktschwach und schweigsam.

Das erschwerte in der Politik häufig die Zusammenarbeit mit ihm, so während der Großen Koalition das Verhältnis zwischen Kanzler und Vizekanzler – zum Kummer Wehners, der später behauptete, zum Guten geredet zu haben: „Ich habe damals dem Kiesinger gesagt, als der mir sagte: Es geht nicht, der redet mit mir nicht, der ist verschlossen – da habe ich gesagt: Sie vergessen, daß das ein Lübecker ist. Lübeck ist eine Stadt, da redet man nicht.“

Privat führte Brandts Gehemmtheit erst recht zu Enttäuschungen. „Jener in sich zurückgezogene Mann, den ich Willy nenne“, wie Günter Graß im „Tagebuch einer Schnecke“ schrieb, ließ, wie alles, auch Menschen auf sich zukommen. Mochte Brandt auch, weil Klaus Harpprecht es ihm suggeriert hatte, die Compassion, den Mut zum Nächsten, Mitleid und Barmherzigkeit, seit 1972 ab und zu im Munde führen: Für ihn persönlich galt dergleichen nicht.

Menschliche Nähe, gar Tuchfühlung, das Du fielen ihm schwer, lagen ihm fern, zumindest bei Männern. Es freute ihn, wenn man sich um ihn bemühte; gern ließ er sich bespiegeln, besonders von schönen Frauen.

Sicherlich war umgekehrt Wehner nichts so fremd wie die oberflächliche Häufigkeit und wohl auch Beliebigkeit dieser Art von Beziehungen Brandts, die mehr als alles übrige die beiden Männer

daran gehindert haben, zusammenzuarbeiten oder sich auch menschlich miteinander einzulassen. Nur ein einziges Mal, behaupten Alfred Freudenhammer und Karlheinz Vater in ihrer Biographie „Herbert Wehner. Ein Leben mit der Deutschen Frage“, gab es zwischen den beiden für einen Moment so etwas wie persönliche Nähe, als Wehner in einer stillen Stunde Anfang der siebziger Jahre Brandt von einer zarten Beziehung zu einem jungen Mädchen erzählte, in das er als etwa Zwanzigjähriger verliebt gewesen sei.

Brandt, der wohl nicht nachempfinden konnte, wie nahe das Erlebnis Wehner nach mehr als vierzig Jahren noch immer ging, und der offenbar deshalb gar nicht ahnte, wieviel Vertrauen ihm Wehner mit seinem Bericht entgegengebracht hatte, soll die Geschichte, mit deftigen Scherzen garniert, später im Freundeskreis zum besten gegeben haben. Als Wehner davon hörte, packte ihn Abscheu.

Und ähnlich wie er in seinen „Notizen“, einem unveröffentlichten Manuskript aus dem Jahre 1946, über innerparteiliche Gegner aus der KPD herzog, beklagte er nun in fast gleichen Wendungen „das charakterlich Verluderte“ an seinem Parteivorsitzenden. Den Namen Willy Brandt soll er von da an nach Möglichkeit nicht mehr in den Mund genommen haben. In Anspielung auf seinen Wohnort hätte er Brandt künftig den „Herrn vom Venusberg“ genannt oder auch nur „jenen Herrn“. Bestenfalls habe er ihn als die „Nummer eins“ apostrophiert.

Als die Journalistin Wibke Bruhns 1973 zu Herbert Wehner sagte, sie sei in

ihren Überlegungen zur Person Brandts (bei dem sie 1972, während seines Urlaubs in Vangsåsen in Mittelnorwegen, gewohnt hatte) zu dem Schluß gekommen, daß Menschen für ihn nur als „Pluraletantum“, in der Mehrzahl, existierten – er habe zwar immer zu vielen Leuten sprechen, Kontakt finden können, aber zu einem einzelnen eine Beziehung aufzubauen, was sehr viel mehr persönliche Hinwendung, einen anderen Zugang erfordere, falle ihm schwer, – da stimmte Wehner der „Stern“-Mitarbeiterin sofort zu: Er habe jedenfalls eine solche echte Beziehung bei Brandt noch nicht erlebt.

Wehner hatte, was Brandt anlangte, resigniert: „Ich kann . . . keinen Mann backen und dem Odem einblasen. Das geht nicht. Ich habe ihm vor Jahren zum Geburtstag geschrieben: Ich hätte es aufgegeben, ihm zu wünschen, was ich mir von ihm wünsche. Ich nähme ihn so, wie er sei, und von mir könne er sicher sein, daß ich ihn bedingungslos unterstütze. Das hat er geschlurft.“

Vermutlich hatte Brandt nicht genau genug gelesen, jedenfalls Wehner wiederum mißverstanden. Das zeigte sich deutlich im Frühjahr 1974. Einen ähnlich zweideutigen Satz wie dieses Zitat aus Wehners Geburtstags-Glückwunsch sollte Brandt nämlich von ihm am Samstag, dem 4. Mai 1974, noch einmal zu hören bekommen. Als Brandt, der sich an jenem Wochenende mit dem Gedanken trug zurückzutreten, ja diesen Entschluß für sich bereits mehr oder weniger gefaßt hatte (was Wehner nicht wußte), in Münstereifel mit dem SPD-Fraktionsvorsitzenden unter vier Augen zusammentraf, sagte Wehner zu ihm: Wie immer Brandt sich entscheide, er werde ihn unterstützen, seinen Entschluß mittragen und nach außen vertreten.

Das hörte sich im ersten Augenblick gut an. Aber es war ein typischer Wehner, der da sprach. Die Brandt gegebene Zusage charakterisierte sein Verhältnis zu Menschen, mit denen er (nur) durch die Partei und für die Partei verbunden war. Er legte sich mit seinem Versprechen nicht auf die Person des anderen fest, identifizierte sich nicht mit ihm, sondern überließ ihm, das Erforderliche für sich selbst zu beschließen, ließ ihn ganz und gar mit diesem Entschluß allein. Wehners unbegrenzte Loyalität galt nur der Sache, der beide gemeinsam dienten, nicht dem anderen Menschen.

★

Wehner war am 24. September 1973 mit einer Delegation des Deutschen Bundestages, der auch Wolfgang Mischnick, Annemarie Renger, Richard Stücklen und Richard von Weizsäcker angehörten, in die Sowjet-Union geflogen. Die Reise fiel ihm schwer. Er wünschte sich, daß ihn der Schlag träfe, vertraute er Mischnick vorher an, damit er gar nicht erst nach Moskau müsse. Die

sowjetische Hauptstadt hatte er vor mehr als 32 Jahren zuletzt gesehen – in welchen Zeiten, unter welchen Umständen! Im Januar 1941 war Wehner, der als exzellenter Spezialist für illegale Arbeit galt, mit einem Einsatzbefehl des Generalsekretärs der Kommunistischen Internationale (Komintern), Georgi Dimitroff, über Schweden nach Deutschland geschickt worden, um von Berlin aus die Leitung der kommunistischen Untergrundtätigkeit im Reich zu übernehmen.

Doch vielleicht noch mehr als die Vergangenheit plagte Wehner in diesen Tagen des September 1973 die Sorge um die Zukunft des sozialliberalen Bündnisses, für das er sich als Fraktionsvorsitzender der maßgeblichen, großen sozialdemokratischen Partei mitverantwortlich fühlte. Wehner hielt damals die Regierungsfähigkeit der SPD für gefährdet, sprach das offen aus. Es sei doch mit Händen zu greifen, meinte er während der Reise seinem Kollegen Richard von Weizsäcker (CDU) gegenüber, daß Willy Brandt seine Aufgaben nicht erfülle, die Dinge schleifen lasse. Er, Wehner, habe das im Lande oft gesagt, ohne Echo. Daher sage er es jetzt vom Ausland her, was zwei denkbare Folgen haben könne: Entweder Brandt ändere sich; dann sei alles gut. Oder er ändere sich nicht; dann mache seine Kritik den Schaden auch nicht größer, als er ohnehin schon sei.

Kaum war das Flugzeug, das die Bundestagsdelegation in die Sowjet-Union brachte, auf dem Moskauer Flughafen Scheremetjewo gelandet, als Wehner bereits begann, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Am Fuß der Gangway wurde er von einem deutschen Fernsehkorrespondenten um ein kurzes Interview gebeten. Sofort kam er zur Kernfrage, die ihn in den kommenden Tagen immer wieder beschäftigen sollte. Man habe, sagte er, was Berlin angehe, auf unserer Seite „ein wenig überzogen, nachdem das erste wirkliche Nachkriegs-Viermächteabkommen über Berlin doch viel mehr, als zu erwarten war, gebracht“ habe. Das müsse man „jetzt versuchen, ins Gleichgewicht zu bringen“.

Im weiteren Verlauf der Reise setzte Wehner, der ganz gegen seine Gewohnheit mit Journalisten diesmal munter plauderte, seine Schelte fort. In ihrer Ostpolitik sei die Regierung „über das Unterschriften-Sammeln“, also die reinen Vertragsabschlüsse, nicht hinausgekommen. Sie tue nichts, um diese neue Politik nun mit praktisch-politischen Inhalten zu füllen. Er, Wehner, fühle sich in Bonn zunehmend als ost- und deutschlandpolitischer „Einzelkämpfer“.

Besonders in der Berlin-Politik sei man auf einem gefährlichen Wege: „Das Viermächte-Berlin-Abkommen ist das bestmögliche, das unter den Umständen zu erreichen war. Und in dieser Haltung unterscheide ich mich von fast allen bei uns. Ich teile die Meinung derer, die meinen, man müsse einiges tun, um



Wehner, Journalisten in Moskau 1973: „Brandt wird sich rächen“

Berlin zu stärken. Aber das Viermächteabkommen ist nun einmal die Rechtsgrundlage. Und wenn einige dieses Abkommen zu unterlaufen und zu schädigen suchen, dann mache ich das nicht mit ... Diesen Standpunkt werde ich vertreten, auch wenn man mich dafür steinigt.“

Den mitreisenden deutschen Journalisten gegenüber ließ er deutlich erkennen, in wem er den Hauptverantwortlichen der aktuellen Schwierigkeiten sah und was er von Brandt persönlich hielt. Die „Nummer eins“ sei „entrückt“ und „abgeschlafft“, hieß es da, der Kanzler bade „gern lau – so in einem Schaumbad“. Besonders blieb in der öffentlichen Erinnerung ein Satz haften, den Wehner schon am Abend des zweiten Besuchstages, also am 25. September, in Moskau hatte fallenlassen: „Was der Regierung fehlt, ist ein Kopf.“

Die SPD-Fraktion wäre wohl Anfang Oktober bereit gewesen, wenn auch mit einigem Zögern, ihn als Fraktionsvorsitzenden in die Wüste zu schicken, wäre Brandt energisch aufgetreten und hätte diese Forderung mit der innerparteilichen Vertrauensfrage, also mit seinem weiteren Verbleiben im Amt des Regierungschefs verbunden. Denn niemand in

der SPD hielt ihn zu jener Zeit für ersetzbar. Auch dem ehrgeizigen, sprungbereiten Schmidt lag der Gedanke an einen Sturz Brandts völlig fern.

Selbst Wehner erklärte, auf sein Vertrauen zu Brandt angesprochen, am 8. Oktober 1973, also auf dem Höhepunkt der Krise um seine Moskauer Attacken, in einem SPIEGEL-Gespräch: „Wenn Sie mich fragen, kenne ich keinen, der an Stelle des Bundeskanzlers und Vorsitzenden der SPD mein Vertrauen in diesem Maße haben könnte.“

Allerdings fiel auf, daß Schmidt vor der Fraktion Wehner verteidigte. Auch künftig würde man ihn hier finden: an der Seite des Fraktionsvorsitzenden.

Schmidt setzte nicht länger auf einen Versinkenden, der ihm ohnehin immer im Wege gestanden hatte. Er begann, sich mit den stärkeren Bataillonen zu arrangieren.

Schmidt wollte seit langem selbst Bundeskanzler werden, hatte diesen Wunsch allerdings bisher, angesichts aller Brandtschen Erfolge, für einen Traum gehalten und resigniert alle Hoffnungen fahrenlassen. 1973 fühlte er sich oft schlecht, war reizbar, quengelte, kränkelte. Schließlich war er im Jahr zuvor so

schwer an der Schilddrüse erkrankt gewesen (psychosomatisch ganz aufschlußreich), daß ihn Nahestehende für totgeweiht hielten. Nicht nur Pessimisten haben sich damals gewundert, daß er überlebte.

Monatelang erklärte er jüngeren Kabinettskollegen ungefragt immer wieder und nicht ohne Neid: Sie hätten ja alles noch vor sich; bei ihm sei hingegen schon alles gelaufen. Er habe keine Aussicht mehr, an die erste Stelle zu kommen. 1976 werde Brandt wiedergewählt werden, bis 1980 Bundeskanzler bleiben, dann voraussichtlich ein junger Kandidat erforderlich sein.

Und nun bot sich überraschenderweise vielleicht eine Chance – seine Chance. Wenn er auf Wehner setzte. Denn dieser

Der Eindruck, daß Wehner sich durchgesetzt habe, blieb der Öffentlichkeit nicht verborgen. Einem Gesprächspartner, der zu ihm sagte, seine Kontroverse mit Brandt sei doch ganz klar zu seinen, Wehners persönlichen Gunsten ausgegangen, antwortete er, wie es schien, ehrlich bestürzt: „Ja, das ist schrecklich, weil mich das viel kosten wird bei Brandt. Das wird er mir nicht nur nie vergessen, sondern er wird sich rächen.“

★

Beim Frühstück im Hamburger Hotel „Atlantic“ erreichte Brandt am 1. Mai 1974 ein Anruf Hans-Dietrich Genschers, der ihm den Besuch seines „PR“

hatte ihm bereits am 30. April der Generalbundesanwalt hinterhergephoniert, ihn endlich beim lokalen Sekretär der IG Metall an den Apparat bekommen; am 1. Mai suchte er Jahn auf. Siegfried Buback, ein Mann mit Augenmaß, mit Sinn für Proportionen, diskret, ohne Enge, wollte Jahn rasch über den letzten, unvorhergesehenen Stand der Dinge unterrichten.

Schon am 26. April hatte Brandt sich notiert, die Ermittlungsbeamten seien „hinter Guillaumes Frauenbekanntschaften her“. Unter dem 30. April findet man in seinen Aufzeichnungen die Eintragung, Jahn berichtete, der Kanzlerreferent Günter Guillaume „solle Mädchen zugeführt haben“ (eine Formulierung, die später auch in der Presse auftauchte), was er, Brandt, als „lächerlich“ abgetan habe.

Glaubt man Brandts Notizen, dann fand er die beiden Ferngespräche vom 1. Mai mit Genscher und Jahn in keiner Weise beunruhigend. „Nach wie vor“ nahm Brandt, wie er schrieb, „die Sache nicht ernst“. „Ich erkenne nichts, das mich veranlassen sollte, mein Programm für die nächsten Tage zu ändern (und etwa vorzeitig nach Bonn zurückzukehren).“ Ohnehin war er nie leicht aus der Ruhe zu bringen. Es war seine Art, teils von seinem abwartenden Naturell her, teils neuerdings auch aus dem Fatalismus der Erschöpfung, den Lauf der Welt gelassen zu betrachten und selbst Angelegenheiten, die ihn zentral betrafen, auf die leichte Schulter zu nehmen.

Dies war jedoch nicht ganz der Eindruck, den er selbst in Erinnerung behalten hat. Sieben Jahre später sagte er, er glaube damals beim Lesen des Berichts, den Kinkel ihm

mitgebracht hatte, erkannt zu haben, daß alles für ihn schief ausgehen werde.

Beim Verhör des verhafteten Kanzlerreferenten und DDR-Spions waren die Vernehmungsbeamten des BKA wegen der Observierungsmängel des Verfassungsschutzes und des hartnäckigen Schweigens von Guillaume derart in Beweisnot geraten, daß sie den Einzugsbereich ihrer Ermittlungen hatten ausdehnen müssen; wenn Guillaume bei seiner Festnahme kein Geständnis abgelegt hätte, wäre seine Haft gar nicht zu rechtfertigen gewesen. Auf Weisung der Bundesanwaltschaft konzentrierten sie sich daher mangels anderer Beweisquellen wesentlich auf zwei Themenbereiche: Einerseits suchten sie herauszufinden, welche Geheimakten der Agent während seiner Tätigkeit im Kanzleramt hatte einsehen und kopieren können; er war ja Fotograf. Dabei stießen sie auf die fehlende Überwachung Guillaumes, insbe-



Kanzlerspion Guillaume, Sozialdemokraten*: „... soll Mädchen zugeführt haben“

tat keineswegs Brandt den Gefallen zurückzutreten, wie manch einer in der Umgebung des Kanzlers anfangs vermutet, auch gehofft hatte. Im Gegenteil. Wehner wollte bleiben, und dies auf unabsehbare Zeit. Daher erwog er nicht einmal von fern, nicht eine Minute lang, einen Verzicht auf seine Kandidatur bei der Anfang Dezember fälligen Neuwahl des Fraktionsvorsitzenden. Er hätte „eine Zurechtweisung“ bekommen, mit der er zu leben habe, erklärte er ungerührt Rudolf Augstein und Hermann Schreiber in einem Gespräch, das am 8. Oktober 1973 im SPIEGEL abgedruckt wurde; Brandt habe ihn in seine Grenzen gewiesen. Er „nehme das ohne jede Bitterkeit zur Kenntnis“.

Wehner hatte die Machtverhältnisse in der SPD richtig eingeschätzt und deshalb gewonnen. Nicht er verlor durch Moskau, sondern Brandt. Moskau war für ihn ein Wendepunkt, wurde der Anfang vom Ende.

(Persönlichen Referenten) ankündigte. Kurz darauf erschien Klaus Kinkel und überbrachte einen vertraulichen Vermerk, den Horst Herold, der Präsident des Bundeskriminalamtes, am Vortag für den zuständigen Innenminister angefertigt hatte. Dort stand, Befragungen der Sicherheitskräfte, die dem Regierungschef zugeteilt seien, hätten ergeben, daß Brandt Verhältnisse mit Journalistinnen habe.

Brandt rief sofort Genscher an, der sich gerade bei Scheel aufhielt. Der Minister riet ihm, sich mit Siegfried Buback in Verbindung zu setzen; der neue Generalbundesanwalt sei der rechte Mann, ihm zu helfen, mit dieser Angelegenheit zu Rande zu kommen. Brandt zog es indessen vor, den sozialdemokratischen Justizminister Gerhard Jahn anzurufen.

Der ruhige Jahn befand sich in jenen Tagen im Marburger Wahlkreis. Dort

* Beim SPD-Parteitag 1973 in Hannover.

Helmut Schmidts Drang zur Macht

Baring über die Vorgeschichte zum Kanzlerwechsel 1974

Nach der Schlappe in der Hamburger Bürgerschaftswahl am 3. März 1974 – die SPD sackte von 55,3 auf 44,9 Prozent – wurde Finanzminister Helmut Schmidt im Bonner Parteivorstand fünf Tage später offensiv. Hier gehe es um die Sache, um die personelle und konzeptionelle Substanz und wesentlich nicht um Verpackung oder Werbung. Kein Politiker, sagte Schmidt, könne in einer offenen, durchlässigen Gesellschaft, wie wir sie hätten, auf die Dauer von irgend jemandem gut oder schlecht verkauft werden. „Jeder Politiker sieht in einer Fernsehdemokratie auf die Dauer so aus, wie er ist.“

Es war nicht schwer zu erraten, auf wen das gemünzt war. Denn bereits am 6. März hatte der Finanzminister im Fernsehen den Bundeskanzler verstoßen einer laschen Partei- und Staatsführung bezichtigt. Jetzt nutzte er die Gelegenheit zu einer zwar vorsichtig formulierten, in der Sache jedoch entschiedenen Generalabrechnung mit der Disziplin- und Energielosigkeit der Sozialdemokraten – genauer: ihres Mannes an der Spitze. Mit temperamentvollen Ausführungen, die von der Umgebung Brandts später als Aufruf Schmidts zum Putsch gegen den SPD-Vorsitzenden und Regierungschef charakterisiert wurden, widersprach Schmidt deutlich dem, was Brandt zuvor über die Ursachen und Konsequenzen des Hamburger Rückschlages dargelegt hatte. Schmidts Sturm auf das seines Erachtens kapitulationsreife Kanzleramt hatte begonnen.

Eingeweihte verstanden sofort, was Schmidt signalisieren wollte: Daß er sich selbst für den geeigneten Kanzler halte, als jetzt und sofort geeigneteren Kanzler empfehle. Natürlich konnte er das nicht offen sagen. Er mußte seine einzelgängerische Attacke, wie in der SPD üblich, mit Bekenntnissen und Mahnungen zur Solidarität garnieren.

Der entscheidende Fehler der deutschen Sozialdemokraten, meinte Schmidt, sei ihre Neigung zu unaufhörlichen, selbstzerfleischenden Streitigkeiten untereinander. Entscheidend sei, welches Bild die Partei den Bürgern biete. „Dieses Bild wird nicht von der Pressearbeit der Ministerien oder des Presseamts bestimmt, sondern von einigen Personen an der Spitze und von vielen Personen und Mehrheiten auf Delegiertentagen, durch alle die vielen Interviews in der Breite der Partei. Und einer der wesentlichen Eindrücke, den die Menschen in unserem Lande von Regensburg bis Flensburg haben, ist der, daß die SPD einen großen Teil, einen zu großen Teil ihrer Energie und Aktivität auf die innere Auseinandersetzung ver-



Kanzler Schmidt, Vorgänger Brandt*: „Keinen Scheißbladen übernommen“

wendet. Und dies wirkt eben nicht ungeheuer attraktiv, kann ich nur ironisch sagen... Außerdem verstehen die das Kauderwelsch der halbfertigen Akademiker nicht, die unsere Resolutionen mit ihren Wortlauten überschwemmen.“

Ähnlich unverblümt hatte sich Schmidt bereits zwei Tage zuvor sogar öffentlich in einer ARD-Fernsehsendung geäußert. Schmidt hob hervor, daß die SPD als Ganze (und nicht etwa nur Bundesregierung und Kanzler) „in den letzten zwölf Monaten einen nicht ausreichend klaren, eindeutigen Eindruck gemacht“ habe. Diese „Verunklarung des eigenen Bildes“ habe „allerdings schon vor der Bundestagswahl 1972“, nämlich „praktisch mit der Studentenrevolte 1968, zuerst in kleinen Schüben und dann in größeren“ begonnen.

Aber diese Entwicklung sei lange „durch die engagierte Begeisterung für die Ostpolitik“, die im Jahre 1972 ihren Höhepunkt erreicht habe, überdeckt worden. Weil dieses Thema inzwischen etwas in den Hintergrund getreten sei, werde seither die große Bedeutung der internen Veränderungen der SPD unüberschaubar.

„Der Versuch, diese vielen hunderttausend neuen Mitglieder, die da in die SPD hineingeströmt sind, zu integrieren, ist sehr großzügig vorgenommen worden und hat vielen relativ neuen Mitgliedern

der SPD erlaubt, Meinungen zu vertreten – öffentlich, die wurden dann auch dick gedruckt –, als ob hier die SPD spräche... Und ich glaube, daß auf diesem Felde die Sozialdemokratische Partei bei weitem zu großzügig gewesen ist. Sie können auch sagen: sie war zu lax. Und das gilt nicht nur für Bonn, das gilt für die ganze Bundesrepublik.“

Unüberhörbar war Schmidts skeptische, ja abwehrende Distanz zu dem, was das Jahr 1968 für die junge Generation, unsere Gesellschaft, seine Partei bedeutet hatte. Seit jener Zeit unterschied er sich darin sehr von Willy Brandt.

Der SPD-Vorsitzende meinte in den Veränderungen jener Jahre eben auch positive Ansätze einer Erneuerung unserer Demokratie zu entdecken. Man dürfe die jungen Rebellen nicht im politischen Abseits verkümmern, verkommen lassen. Vielmehr müsse man versuchen, die Jahrgänge der Unruhe in den eigenen Reihen heimisch zu machen, damit sie festen Boden unter die Füße bekämen, politisch verantwortlich handeln lernten.

Helmut Schmidt hingegen sah das, sich seit 1968 verhärtend, ganz anders. Er konnte nur eine Bewegung der „halbfertigen Akademiker“ mit elitär-anmaßendem „Kauderwelsch“ und theoretisierend-törichtem, weltfernen, ja gefährlichen Absichten erkennen (wenn man beispielsweise fordere – wie er am 8. März 1974 im SPD-Vorstand höhnisch

* Nach Schmidts Wahl am 16. Mai 1974 im Bundestag.

sagte -, „die SPD müsse dafür sorgen, daß wir aus der Nato austreten, und alles so wunderbar kluge Sachen – wobei sich die Urheber dann immer noch freuen, wenn die Springer-Presse das besonders dick bringt, denn dann sind die ja auch zum ersten Male in der Zeitung“). Wo Brandt Hoffnung sah und säte, erblickte Schmidt nur gefährliche Verschwommenheit, beklagenswerten Kräfteverschleiß.

Leider dürften sich, fand Schmidt, Rechte wie Linke gleichermaßen auf Brandts Rückendeckung berufen. Das könne auf die Dauer nicht gutgehen. Denn die SPD als einheitlicher, politisch handlungsfähiger Willensverband verkomme dabei, falle faktisch auseinander.

Schmidt war der Ansicht, daß sich Herbert Wehner mit seiner Moskauer Attacke zwar „formal ganz ungehörig“ verhalten habe, in der Sache aber „richtig liege“. Wehner habe 1972/73 „Anlaß“ gehabt, „schlecht von Brandt zu reden“. Wehner wie er hätten damals ähnlich gedacht: Die Partei werde immer mehr ein „verrotteter Sauhaufen“, der nach dem Ausscheiden des jetzigen Triumvirats (Brandt, Schmidt, Wehner) „untergehen“ werde. Schon jetzt „rieche man doch überall Verfall“, „überall“ – und nicht nur in der SPD – beobachte man („Und das pries Ehmke als Reform“) eine „Auflösung von Formen“.

Was waren die Lehren, die man angesichts der verlorenen Hamburger Bürgerschaftswahlen ziehen sollte? Was mußte man nach Schmidts Ansicht jetzt praktisch tun? Zweierlei. Man mußte den beschriebenen Mißständen abhelfen, und man mußte die Regierung unverzüglich umbilden. Dabei drängte das eine so wie das andere.

Auf keinen Fall durfte man kostbare, unwiederbringliche Zeit länger ungenutzt verstreichen lassen, mußte Richtung und Methoden sozialdemokratischen Regierens rasch ändern. Man brauchte eine ganz neue Regierung, einen regelrechten Neuanfang in der Regierungsarbeit. „Mit einem Patentrezept“, gewissermaßen der kleinen Lösung, komme man hier nicht weit, so Schmidt. Mit der bloßen Auswechslung von drei oder fünf oder sieben oder zwei Ministern („Das mag sehr gut sein und vielleicht auch nötig“) sei es diesmal nicht getan. „Eine Regierungsumbildung allein könnte möglicherweise bloß ein Trick sein. Es muß schon ein bißchen tiefer gehen, als ein paar Personen auszuwechseln.“

Wie sollte man diese Sätze verstehen? Wer so sprach, sah sich offenbar schon halbwegs im Palais Schaumburg sitzen. Es war die Skizze einer Kursänderung, auch Geschwindigkeitsbegrenzung, die er politisch für unumgänglich hielt, und damit nach Lage der Dinge gleichzeitig die Ankündigung der eigenen Kandidatur, die Erklärung seiner Bereitschaft, die Kanzlerschaft zu übernehmen.

sondere auf seine hervorragenden Informationschancen während der Norwegen-Reise.

Zum anderen waren sie an allen Terminen und Gesprächen Brandts interessiert, die Guillaume als Augen- oder Ohrenzeuge miterlebt hatte, über die er also seinem Staatssicherheitsdienst berichten konnte. Guillaume's Zimmer im Palais Schaumburg lag ja unmittelbar über dem Arbeits- und Empfangsraum des Regierungschefs, so daß er bei Besprechungen nicht unbedingt hatte anwesend sein müssen, um mitzuhören.

Und wie stand es auf Reisen mit seinen Möglichkeiten? Da Guillaume wesentlich für die Parteikontakte des Kanzlers zuständig war und sich vor allem um die auswärtigen Termine des SPD-Vorsitzenden zu kümmern hatte, kam er mit Brandt besonders außerhalb Bonns in persönliche Berührung. Die Vernehmer der Sicherungsgruppe Bonn des BKA wurden daher beauftragt, alle diejenigen Kollegen aus den eigenen Reihen ins Verhör zu nehmen, die zum Begleitkommando des Bundeskanzlers abkommandiert gewesen waren.

Diese Beamten sagten am 29. und 30. April aus. Auf dieser Grundlage stellte die Bundesanwaltschaft einen detaillierten Zeitplan aller Ortswechsel zusammen, bei denen der Referent den Regierungschef begleitet hatte. Nahezu lückenlos entstand so ein genauer Kalender jener Tage, an denen der Bundeskanzler, betreut von Guillaume, im Wahlkampf über Land gereist war.

Innerhalb dieses Stundenbuches legten die Vernehmer drei Spalten an. In der ersten und zweiten wurden Begegnungen mit Politikern und Journalisten festgehalten. In der dritten ging es um Frauen, zumeist jüngere Journalistinnen, die sich während solcher Überlandfahrten längere Zeit in den separaten Kanzler-Räumen des Sonderzuges aufgehalten hatten.



Verfassungsschützer Nollau
Dossier über Damenbekanntschaften

Willy Brandt war zunächst verblüfft, als er die lange Liste sah. Er staunte, was da, wer da alles stand, und fand es maßlos übertrieben. Gewiß, er hatte Frauen gern – und sie ihn. Wer ihn je begleitet hat, kennt seine Anziehungskraft auf Frauen; jedermann konnte die Unbefangenheit sehen, mit der Brandt diese Sympathien aufnahm und nutzte. Gern räumte Brandt ein, daß er kein Kind von Traurigkeit sei. Nie machte es ihm etwas aus, vor aller Augen zu tätscheln.

Im ersten Augenblick nahm er die Sache am 1. Mai daher von der komischen Seite: Heiter fragte er, für wen man ihn eigentlich halte; schließlich sei er ein Mann von sechzig Jahren. Insofern freute ihn allerdings schon immer das Gerede der anderen über seine Virilität; nie hätte er dementiert (wozu es häufig Anlaß gab), daß da etwas gewesen sei. Als der alte Rómulo Betancourt, der ehemalige Staatspräsident Venezuelas, Brandt einmal das Kompliment machte, er bewundere ihn als Staats-



Generalbundesanwalt Buback
Lange Namensliste angelegt

mann – aber mehr noch als Mann, war der Bundeskanzler sichtlich geschmeichelt.

Doch allmählich, schon im Laufe des 1. Mai, begann sich Brandt zu empören. Es war doch unerhört! Da hatten Männer, die für seine Sicherheit verantwortlich waren, ihn genauer im Auge behalten als den Guillaume. Statt den Agenten zu überführen, hatten sie das Privatleben des Regierungschefs ausspioniert. Nicht genug damit: Jetzt, bei den Vernehmungen, hatten sie seine intimen Gewohnheiten zum besten, zu Protokoll gegeben.

Brandt war von Jugend an einsam. Er wuchs nicht nur ohne Vater auf – auch ohne Mutter. Da sie arbeitete, mußte sie das Kind tagsüber weggeben. Später hei-



Kanzler Brandt, Wähler 1973: „Konditionsschwächen nicht zu bestreiten“

ratete sie einen anderen Mann, gründete eine andere Familie. Auch der Großvater, die wichtigste Figur im Leben Herbert Frahms, verheiratete sich, er zum zweiten Mal. Die neue Frau scheint den Jungen als Belastung empfunden zu haben, was ihn dem Großvater entfremdet. „Der sensible Junge, der er immer war“ (so sah ihn seine Mutter, kurz vor ihrem Tode), wuchs also in den prägenden Jahren ohne dauerhafte familiäre Geborgenheit, ohne liebevolle Bindung und Zuwendung auf.

Frauen waren immer sehr wichtig für ihn. Sie bedeuteten ihm viel – nicht nur als Genuß, so sinnensfroh Brandt war. Frauen gehörten für ihn zum Geheimnisvollen, zum Irrationalen und Mythischen des Lebens: Urgrund des Daseins. Aus dem starken, bisweilen überwältigenden Bewußtsein der eigenen Verlassenheit suchte er Zuflucht bei ihnen, wollte mit ihnen ein ständiges Verlangen nach wirklicher Nähe und menschlicher Bestätigung, nach Welt- und Selbstvertrauen stillen.

Dies überhaupt eine Kontinuität bei ihm: der Wandel. Eine Naturbegabung zum Neuen – Orte, Personen, Rollen. Eingewurzelt wirken, immer wieder. Ganz und gar Lübeck. Dann, ebenso echt, ein Skandinavier. In den fünfziger und sechziger Jahren der Berliner. Später durch und durch Bonn: von Kopf bis Fuß Staatsmann, Repräsentant, Würde. Hinterher der erste, der führende Sozialdemokrat Europas, ein Vorkämpfer des weltweiten Ausgleichs zwischen Nord und Süd. Und doch gewinnt man im nachhinein den Eindruck, als sei er eigentlich überall nur Gast, nur auf der Durchreise gewesen – „tiefer wissend, daß man nirgends bleibt“. Lebenslang ein Außenseiter. Überall ein Fremder.

Von daher, immer wieder, wochenlange Anwandlungen von Melancholie, regelmäßige, riesenhafte Abstürze in die Depression, die Resignation. Willy Brandt war dann vom Eindruck des totalen Mißglückens der eigenen Anstrengungen geradezu überwältigt, war wie gelähmt von übermächtig in ihm aufsteigenden Gefühlen der Sinnlosigkeit seines Tuns. Männer wie Egon Bahr oder Horst Ehmke haben ein, zwei dutzendmal Situationen erlebt, in denen Brandt nahe daran schien, ohne Rücksicht auf die Konsequenzen sofort ganz und gar aus der Politik auszuseiden.



SPD-Tagungszentrum Münstereifel: „Schmidt widerspricht, Wehner nicht“

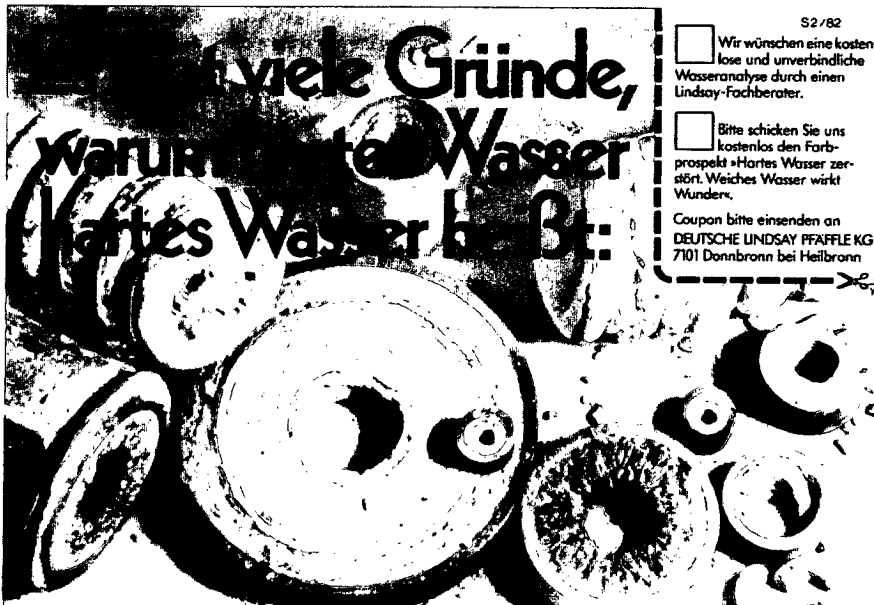
Am Wochenende des 4./5. Mai 1974 waren die führenden Sozialdemokraten in einer Tagungsstätte der Friedrich-Ebert-Stiftung in Münstereifel abgestiegen, einem früheren Hotel, das in Zugschnitt und Stil allerdings eher an ein Heim für Krankenschwestern oder Kindergärtnerinnen denken ließ, jedoch schön gelegen war: außerhalb des Ortes, hoch am Hang, mit weitem Ausblick. Vor dieser friedlichen Kulisse der sanften Höhenzüge und tiefen Wälder fanden sich Brandt und Wehner am Samstag nach dem Abendessen im Zimmer Brandts mit der kleinen Sitzzecke vor dem großen Doppelbett, dem langen Kleiderschrank (alles in Schleiflack), zur verstoßenen Unterredung.

Niemand im Hause merkte damals, was eigentlich vorging, auch am nächsten Tage nicht. Die Mitarbeiter der Stiftung waren sprachlos, als sie am folgenden Dienstag von Brandts Rücktritt erfuhren, der in ihrem Hause, aber ganz heimlich hinter ihren Rücken, beschlossen worden war.

Wehner sprach, wie Brandts private Notizen zeigen, von einer „besonders schmerzlichen Nachricht“, die er überbracht hätte, wenn Brandt nicht von sich aus auf diesen Punkt zu sprechen gekommen wäre. Sodann erwähnte der Fraktionsvorsitzende einen zehnteiligen Bericht des Verfassungsschutzpräsidenten Günther Nollau über „Damenbekanntschaften“. Einzelheiten habe er sich allerdings nicht gemerkt.

Das war bei seinem enormen Detailgedächtnis, einer Frucht jahrzehntelangen konspirativen Arbeitens, nicht wörtlich zu nehmen. Er spielte denn auch bald auf ein liegegebliebenes Collier an, wobei Brandt einfiel, daß Horst Ehmke vor einiger Zeit das Gerücht hinterbracht

**...viele Gründe,
warum hartes Wasser
hartes Wasser heißt:**



Und alle hatten eines gemeinsam: die harte Kalkkruste, die mit jedem Tag unaufhaltsam dicker und undurchdringlicher wurde.

Die Folgen waren Druckverluste durch immer engere Rohre. Immer längere Aufheizzeiten und deshalb hohe Energiekosten.

Hinzu kommen teure Reparaturen. Und vorzeitiger Verschleiß durch fortwährende Überlastung der Heizelemente.

Davor bewahrt Sie für immer ein LINDSAY-Wasserenthärter.

Sorgen Sie jetzt für Wasser ohne Kalk. Nur regenweiches, wunderbar sanftes Wasser kann sicheren Schutz vor gefährlichem Kalk garantieren.

DEUTSCHE LINDSAY PFÄFFLE KG
7101 Donnbronn bei Heilbronn · Telefon (07131) 70774/70784

**WASSER-
ENTHÄRTER
von LINDSAY.**

Seit 50 Jahren
weltweit erprobte
Markengeräte,
die Ihnen höchste
Qualität für
10 Jahre schriftlich
garantieren.

8 Modellgruppen. Für Ein-, Zwei- und Mehr-
familienhäuser.
Für Hotellerie, Gewerbe, Industrie.

S2/82

☐ Wir wünschen eine kosten-
lose und unverbindliche
Wasseranalyse durch einen
Lindsay-Fachberater.

☐ Bitte schicken Sie uns
kostenlos den Farb-
prospekt »Hartes Wasser zer-
stört. Weiches Wasser wirkt
Wunder«.

Coupon bitte einsenden an
DEUTSCHE LINDSAY PFÄFFLE KG
7101 Donnbronn bei Heilbronn

Vor über
hundert
Jahr hätt
Hasler d'Schwiizer Präzision
erfunde. Hütt bruuched mir
si für eusi Poschtbearbeitig,
Nachrichte-
und Mäss-
technick.

Hasler ist der größte Schweizer Hersteller von Postbearbeitungssystemen (frankieren, kuvertieren, adressieren), Nachrichten- und Meßtechnik. Nähere Informationen von: Hasler GmbH, Roggensteinerstr. 19, 8037 Olching, Tel.: 08142-1791.

hatte, Wibke Bruhns habe nach einer gemeinsamen Nacht mit Brandt einen solchen Halsschmuck im Hotel vergessen. Unsinn, von vorne bis hinten. In Wahrheit gab es überhaupt lächerlich wenig zu berichten, zu beichten, dachte Brandt, deutete es auch an, hier und bei anderen Gelegenheiten. Was half es.

Als Wehner freilich fortfuhr, Nollau meine, die Möglichkeit von Erpressungen werde auch nach einem Austausch Guillaumes bestehen bleiben, und empfehle daher den Rücktritt, wunderte sich Brandt dann aber doch. Er äußerte sein Befremden, auf welche Weise solche Themen „bei uns abgehandelt“, solche Belehrungen indirekt erteilt würden.

Aber so war Wehner nun einmal. Er gab immer nur Ratschläge, kein Urteil ab, bezog selbst nicht Stellung, ließ sich nie festnageln. Als Spätfolge vertrackter Lebenserfahrungen war ihm eine hochentwickelte Technik vorbeugender Selbstrechtfertigung geblieben. Von seiner Biographie her war es Wehner wichtig, sich immer herausreden zu können.

Der tief irritierte Fraktionsvorsitzende verbarg zwar nicht, daß er die Frauengeschichten als peinlich empfand. Aber wichtiger war ihm, ihre Bedeutung für die Zukunft der SPD herauszustreichen: Er hielt ihre öffentliche Erörterung parteipolitisch für eine Katastrophe. Dennoch war er bereit, wie er betonte, Brandt zu stützen, freilich nur unter der Voraussetzung, daß er wirklich zum Bleiben, zum Kampf um seine Existenz als Kanzler, entschlossen sei.

„Du mußt wissen und entscheiden, was jetzt zu tun ist“, will er wörtlich zu Brandt gesagt haben. Brandt müsse selbst sehen, wie er da am besten herauskomme. „Ich stehe zu dir, das weißt du – aber es wird hart werden“, gab er, wie man hört, zu bedenken. Innerhalb von 24 Stunden müsse sich Brandt entschließen, ob er durchhalten wolle oder nicht.

Dies war ein Ultimatum – wie Herbert Wehner selbst zugab. Aber er betonte später immer wieder, es sei ihm ausschließlich darum gegangen, eine Entscheidung Brandts zu erzwingen, nicht unbedingt den Rücktritt! Wehner wollte es allein Brandt überlassen, ob er bleibe und kämpfe oder das doch lieber lasse.

Brandt gewann an jenem Abend den Eindruck, Wehner wolle ihm bedeuten, es sei besser, wenn er gehe. Mehr als das: Brandt fühlte sich durch Nollaus Auflistung in Wehners Händen bloßgestellt und in die Enge getrieben (Nollau hatte ihm zwar keine Aufzeichnung übergeben; aber Wehner hatte sich, wie das seine Gewohnheit war, nach der Unterrichtung durch den Verfassungsschutz-Präsidenten handschriftliche Notizen gemacht). Je mehr er später im Rückblick darüber nachdachte, desto deutlicher glaubte er in Wehners Worten vom 4. Mai eine Kampfansage, eine Kriegserklärung zu erkennen.

Wie die Worte Wehners auf Brandt gewirkt hatten, wurde im anschließenden

den Gespräch mit Holger Börner und Karl Ravens deutlich. Im Tagebuch kann man unter dem 4. Mai nachlesen: „Zu nächtlicher Stunde sage ich, daß mein Entschluß zum Rücktritt nahezu feststehe. Die beiden Freunde, denen ich dies sage, versuchen mich umzustimmen und meinen, die Frage der Verantwortung müsse differenzierter beantwortet werden. Sie vermuten wohl, es seien die seit Anfang des Vorjahres sich häufenden Widrigkeiten, die mich müde gemacht hätten. Ich will das nicht völlig ausschließen. Wer kann sich insoweit in vollem Umfang selber Rechenschaft geben? Jedenfalls kann ich, neben Fehlern, Konditionsschwächen nicht bestreiten.“

Während die anderen schliefen, grübelte Willy Brandt über die Symptome

Gespräch, die ihm seinen großen Wahlsieg 1972 eifersüchtig mißgönnt und deshalb „nie verziehen“ hätten.

Noch wichtiger als Schmidt, hielt die nächtliche Aufzeichnung vom 4./5. Mai weiter fest, nämlich „von zentraler Bedeutung“ im Negativen, sei Herbert Wehner gewesen. Er habe ihm Briefe Honeckers vorenthalten und damit sein Vertrauen enttäuscht. „Verheimlichte“ er nicht, wie es am 6. Mai heißt, seine „Kontakte mit Ostberlin“, bei denen ihm vor allem Erich Glückauf behilflich war, der langjährige Leiter der West-Abteilung im SED-Zentralkomitee, ein Bekannter, ein Kampfgefährte Wehners aus gemeinsamen Tagen in Berlin, Saarbrücken und Stockholm während der dreißiger und vierziger Jahre? Brachte

In seinen Aufzeichnungen hielt Brandt später sehr lakonisch das Ergebnis der Zusammenkunft mit dem engsten SPD-Führungszirkel fest: „Ich gebe meinen Entschluß bekannt, begründe ihn und nominiere Helmut Schmidt als meinen Nachfolger. Dieser rät mir besonders eindringlich ab. Daß ich Parteivorsitzender bleibe, steht nicht zur Diskussion.“

Das war, wieder einmal, sehr norddeutsch-verhalten formuliert. „Helmut Schmidt widerspricht, Herbert Wehner nicht“, steht immerhin zusätzlich in den unveröffentlichten Tagebuchteilen.

Offenbar äußerte sich Helmut Schmidt ungewöhnlich deutlich. Er tut so, als sei er bei dieser Gelegenheit geradezu aus der Haut gefahren. Aus freien Stücken



BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
DER BUNDESKANZLER

den 6. Mai 1974

Ihr geehrter Herr Bundespräsident!

Ich übernehme die politische Verantwortung für Fehlentscheidungen im Zusammenhang mit der Agenten-affaire Guillaume und andere meine Rücktritts von Amt des Bundeskanzlers.

Gleichzeitig bitte ich darum, diesen Rücktritt unmittelbar wirksam werden zu lassen und meinen Stellvertreter Bundesminister Siegel, mit der Wahrnehmung des Amtes des Bundeskanzlers zu beauftragen, bis ein Nachfolger gewählt ist.

Mit sehr geehrten Grüßen
Willy Brandt

Willy Brandt

Altkanzler Brandt*, Rücktrittsschreiben: „Bewunderung für den Staatsmann, mehr noch für den Mann“

des eigenen Niedergangs in den letzten anderthalb Jahren nach. Anschließend vertraute er das Ergebnis dieser Selbsterforschung seinen Papieren an. Einerseits hätten sich die Jusos, schrieb er, „immer mehr zur Partei in der Partei“ entwickelt. Andererseits sei Helmut Schmidt mit seinen „unausgesetzten kritischen Redereien“ wenig konstruktiv gewesen.

Zwei Tage später, unter dem 6. Mai abends, findet man in Brandts Tagebuch die Bemerkung: „Ich gebe Helmut Schmidt den freundschaftlichen Rat, sich nicht so zu äußern, als ob er einen Scheißbladen von mir übernommen habe.“

Der Finanzminister habe damals zu denen gehört, meinte Brandt 1981 im

* 1979 im Urlaub in Hyères (Frankreich).

Egon Bahr nicht am gleichen 6. Mai „vier Kommunikationen“ zwischen Wehner und Honecker „in den letzten Tagen“ in Erfahrung? Nicht von ungefähr teilte die DDR damals Moskau offiziell mit, daß Brandt „wegen innerparteilicher Schwierigkeiten“ zurücktrete.

Am Sonntag, dem 5. Mai 1974, diesem „schrecklichen Tag“, wie Alfred Nau in der Erinnerung meinte, saß man dann am Nachmittag im engsten Kreise der SPD-Führung zusammen: also Willy Brandt, Helmut Schmidt, Herbert Wehner, Holger Börner (der Bundesgeschäftsführer der Partei) und Alfred Nau (ihr Schatzmeister). Heinz Kühn, häufig und gern auf großen Reisen, fehlte; er kam am folgenden Tag aus Afrika zurück.

räumte er später ein, er habe sich Brandt gegenüber an diesem Sonntag in Münsterfeld schlecht benommen, ihn nämlich angeschrien: es sei unerhört, wegen läppischer Frauengeschichten als Regierungschef die Segel zu streichen.

Er, Schmidt, wolle gern Bundeskanzler werden, ja. Aber dieser Guillaume sei als Anlaß eines Führungswechsels doch wirklich miserabel.

Dennoch schrieb Brandt, nach Hause zurückgekehrt, noch am gleichen Abend auf dem Venusberg unter dem Datum des 6. Mai einen Brief an den Bundespräsidenten, der am nächsten Tag nicht mehr abgeändert wurde. In ihm bat er, sofort von seinen Amtspflichten entbunden zu werden.

Ende